

Die Zeitschrift ‚Hochland‘ und ihr Gründer im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik

Von Thomas Pittrof

Mein Vortrag über die Zeitschrift ‚Hochland‘ (im folgenden: HL) und ihren Gründer im Ersten Weltkrieg und in der Weimarer Republik beschränkt sich auf die Entfaltung von drei Thesen, deren erste lautet: Es gibt so etwas wie einen ‚Geist‘ des HL, der ein begeisternder, ein ansteckender Geist war, und das ist wesentlich der Geist, den ihm sein Gründer und Herausgeber Karl Muth mitgegeben hat aufgrund des HL-Programms und des dahinter stehenden Wirklichkeitsverhältnisses.

Dass das ein ansteckender Geist war, wissen wir aus vielen Stimmen. Jahrzehnte noch nach der ersten Begegnung mit dem HL melden sie sich zu Wort etwa in der Festgabe, die 1937 Karl Muth zur Feier seines 70. Geburtstags (31.1.1937) überreicht wurde; drei von bringe ich zur Einstimmung zu Gehör. Joseph Bernhart, in den Jahren 1903 und 1904 als Alumne des Münchener Priesterseminars nach eigenen Worten unter „geistiger Atemnot“ leidend (4), liest die ersten Hefte dort mit „Erregung“, und aus seiner ersten Kaplanszeit, sitzend in einem „trüben Zimmer, dessen einziges Fenster auf einen Düngerhaufen hinausging“ (5), erinnert er sich: „Hinausgestellt ins berufliche Wirken, gefährlich allein in monologischer Einsamkeit, empfand ich HL von Mal zu Mal wie den Besuch eines Freundes, der alle Uhren der Zeit schlagen hört, aber keine wichtiger nimmt als die Ewigkeit (...) In dieser Zeit erfuhr ich mit jeder Ankunft der Hefte, die ich von meinem elenden Wochenlohn bestritt, an Auge und Seele einen warmen, beglückenden Glanz. Das ständige Bild der ersten Seite mit der Losung auf dem Spruchband brachte meinem geistigen Auslangen ein romantisches Genügen, wie es ebendort der rastende Wanderer unter dem Baume zu empfangen schien, indem er zu der lichtumflossenen Stadt auf dem Felsen hinauf sah.“ (5) Ihrer ersten, 10 Jahre später erfolgenden Begegnung mit dem HL „zu einem mir selbst nicht mehr ganz genau bestimmbar Augenblick der Nachkriegszeit“ (11) entsinnt sich Gertrud von Le Fort „mit großer Deutlichkeit (...): ich sehe mich selbst in einem der überfüllten D-Züge jener Tage sitzen – nicht im Abteil, sondern auf meinem Köfferchen im Gang, auf den Knien eine Zeitschrift, die ich mir am Bahnhof für die vielstündige Eisenbahnfahrt gekauft hatte, unbekannt mit ihrem Wesen und Inhalt, angezogen nur durch den Titel, der aus der chaotischen Gegenwart hinauzuweisen schien“ (11), und sie schreibt dann weiter:

„Die Reise auf dem Köfferchen in Gesellschaft der unbekannt Zeitschrift wurde mir zu einem wunderbar beglücken den Erlebnis. Denn ich befand mich da mit dieser Zeitschrift wirklich in einer Welt, die weder an den ‚Untergang

des Abendlandes' noch an den unseres Volkes glaubte, sondern an deren Auferstehung und Erneuerung, denn ich befand mich in einer christlichen Welt. Ich befand mich (...) im geistigen Raum einer katholischen Zeitschrift, aber gleichzeitig doch in meiner eigensten Heimat, und zwar nicht nur deshalb, weil darinnen auch nichtkatholisches Geistesgut in weiter Schau erblickt und gewürdigt wurde, sondern vielmehr weil die ganze Haltung dieser Zeitschrift meine teuersten Besitztümer, das Erbe meines frommen protestantischen Elternhauses, gleichsam mit einzuschließen schien. Ja gerade dieser Eindruck des Einschließenden – ich entsinne mich genau – war das eigentliche Wesen dieser unvergeßlichen Begegnung! Ich erlebte damals zum erstenmal mit vollem Bewusstsein, daß es trotz aller schmerzlichen Spannungen und Spaltungen innerhalb des Christentums den gemeinsamen Besitz einer christlichen Kultur gibt, ich erlebte die geistige Haltung einer katholischen Zeitschrift als universale christliche Geistes- und Liebeshaltung, ich erlebte die umfangende, die mütterliche Gebärde des Katholischen – ich erlebte also damals das Wesen des wahrhaft Katholischen überhaupt.“ (11)

Und schließlich Ernst Michel über die erste Begegnung des Gymnasiasten mit dem HL im Jahr 1905, die „in der Folgezeit von entscheidender Bedeutung (wurde) für den religiösen und geistigen Kurs meines Lebens“ (22): er sieht zufällig eines Tages „im Elternhaus eines Freundes ein Heft des HL liegen; ich zog mich damit in eine Ecke zurück und las darin den ganzen Nachmittag mit starker Freude und Begeisterung.“ Es ist fast wie ein *tolle, lege*-Erlebnis. „Es war nicht einmal der Gehalt der einzelnen Beiträge, der mir's antat, sondern die befreiende geistige Atmosphäre, die das Heft verbreitete, und die trotzdem katholische Atmosphäre war.“ (22f.) Eben diese befreiende Atmosphäre, dieser Geist der Erneuerung lebt in den Beiträgen Guardinis und Schelers, in Wittigs Aufsatz „Die Erlösten“ aus dem Osterheft des Jahres 1922, in den vielen Beiträgen von Hermann Platz über den französischen *Sillon*, den französischen *Renouveau catholique* usw.; er verschmilzt mit dem Hochgefühl des Weimarer Kulturkatholizismus, dem „Erwachen der Kirche in den Seelen“ der Menschen, der Geschichte von Quickborn und liturgischer Bewegung und ist getragen von der neuen Stellung der Katholiken in der Weimarer Republik. Durch Karl Muth, so erfahren es seine Leser, wird das Katholische neu interpretiert, nämlich, mit den Worten J. Bernharts: Im HL begegnet der „cantus firmus katholisch selbstsicheren Offenseins für alles von gestern und heute“ (Festgabe, 5).

Dieser ‚Geist‘ geht wesentlich auf Programm und Wirklichkeitsverhältnis von Karl Muth zurück. Es ist das Programm der Wiederbegegnung von Kirche und Kultur, der Versöhnung von Katholizismus und Kirche und moderner Kultur, und zwar in einer Art selbstgegebenem Laienapostolat Karl Muths. Dieses Laienapostolat erwächst aus der starken Bindung des unverrückbar gläubigen

Katholiken Karl Muth an die Kirche, aber auch aus einem Wirklichkeitsverhältnis, das ich etwas tastend als praktischen ‚Realidealismus‘ beschreiben möchte. Damit ist gemeint, dass der gläubige Christ, der gläubige Katholik Wirklichkeit als Geschenk und (Gestaltungs-)Aufgabe betrachtet, weil sie in sich wertvoll und werthaft ist, und dass diese Wertschätzung des Wirklichen auch die Arbeit des Publizisten und Herausgebers Karl Muth bestimmt. D.h. sie ist kritisch, aber nicht aus einer Haltung der grundsätzlichen Ablehnung, sondern der vorgängigen Zuwendung und Zustimmung zur Wirklichkeit heraus. So interpretiere ich das, was Karl Muth das ‚Positive‘ nennt¹, und was konkret darin seinen Ausdruck findet, dass bestimmte publizistische Formate, die uns sonst aus Kaiserreich und Weimarer Republik gut bekannt sind wie die Satire, die Karikatur usw., all die Formate medialer Erregung und Polemik, all die Instrumente der Verschärfung im Meinungskampf, völlig fehlen. Das heißt nicht, dass dann im Einzelfall die Arbeit der intellektuellen Zuspitzung durch Autoren wie Carl Schmitt oder Theodor Haecker nicht doch betrieben wird. Aber im wesentlichen geht es doch eher um Fundierungen im Grundsätzlichen, um Verortungen des Zeitlichen im Überzeitlichen. So drückt es Karl Muth auch selbst einmal aus.²

Mit diesem Grundvertrauen in eine weltoffene Katholizität, bei der bei Karl Muth das Kulturmodell Goethes und der Weimarer Klassik im Hintergrund steht, verbindet sich nun bei Muth eine gewisse geistige Unabhängigkeit und Unerschrockenheit, was seine Herausgeberebetätigkeit betrifft. Er handelt nicht als Beauftragter der Amtskirche, sondern folgt dem selbstgesteckten Kurs seines Laienapostolats. Und das hat einerseits zur Folge, dass das Verhältnis des HL und seines Gründers sowohl zu Rom als auch zum bayerischen Episkopat bis ans Ende des hier behandelten Zeitraums schwierig ist (Herr Hockerts wird das noch genauer beleuchten.) HL wird des Modernismus, des „Modernismus litterarius“ verdächtigt und 1911 auf den römischen Index gesetzt, und es ist

¹ In der ersten Nummer vom Oktober 1903 schrieb Karl Muth: „Wir haben auf katholisch-christlicher Grundlage bis jetzt keine Revue großen Stils, die vermöge einer tüchtigen und umfassenden Organisation ihres inneren Betriebs im Stande wäre, das ganze heutige Kulturleben in all den zu seiner Erkenntnis wesentlichen, für seinen Fortschritt wirksamen Äußerungen und Ausstrahlungen zu überschauen, zu begleiten, geschweige denn zu beeinflussen. (...) Eine solche Zeitschrift auf breitester Grundlage soll in ‚Hochland‘ geschaffen werden. ‚Hochland‘ will nicht das Organ einer Partei, einer Gruppe, einer bestehenden Richtung werden, sondern ein Sammelorgan in dem oben bezeichneten Geiste, getragen von positiv-christlicher, katholischer Überzeugung. Seine Aufgabe soll in erster Linie aufbauend, positiv anregend sein, kritisch erst in zweiter Linie. (...) Auch in Kunst und Dichtung (...) wollen [wir] eine Auffassung von Leben, Kunst und Kultur, welche in allem Zeitlichen und Wirklichen den Abglanz des Ewigen und einer höheren Wirklichkeit erblickt [...].“ (1-4)

² Vgl. Karl Muth im Oktoberheft 1926: „Res publica 1926. Gedanken zur politischen Krise der Gegenwart“ (mit einem Lagarde-Zitat als Vorspruch: „Ich werde nicht müde werden zu predigen, daß wir entweder vor einer neuen Zeit oder vor dem Untergang stehen“): „Wenn ich sage, daß dieser anthropologische Einwand [Schopenhauers] gegen die Republik mir schwerer zu wiegen scheine als alle die außerdem genannten, so wollte ich eigentlich damit sagen, daß er für meine Art, die Dinge zu sehen, der einzige von wirklicher Bedeutung ist, denn alle anderen Bedenken gehen auf zeitliche und kontingente Erscheinungen, dieses aber auf eine zeitliche und ewige zugleich.“ (Hvh.v.m.)

manchem in der Amtskirche ein Dorn im Auge, dass Karl Muth in dieser Revue nicht nur katholische, sondern eben auch protestantische Stimmen zu Wort kommen lässt, ja sogar solche Katholiken, die mit ihrer Kirche in Konflikt geraten wie Antonio Fogazzaro, Joseph Bernhart oder Josef Wittig. Andererseits ist es aber gerade diese Unerschrockenheit und Unabhängigkeit, die dazu führt, dass Karl Muth immer wieder interessante Autoren und Autorinnen für das HL gewinnen kann. Karl Muth interpretiert mit dem Revuecharakter des HL die katholische Warte neu: nicht als integralistisch, aber doch als Versuch einer kritisch sichtenden Gesamtschau über die Entwicklungen der Gegenwart, ohne diesen freilich präsentistisch verhaftet zu bleiben. Hier kommt das Geschichtsbewusstsein des HL und seines Gründers ins Spiel, der konservative Grundzug, der inmitten aller revolutionären Brüche, Verwerfungen und Neuanfänge die Anknüpfung sucht, der im Gegebenen auch das Positive sieht und insofern zu einer gewissen Anpassungsbereitschaft disponiert, weshalb dieser nicht parteipolitisch gebundene Konservatismus denn auch zur Anerkennung der Republik von Weimar führen kann.³ Freilich, ein gewisses Misstrauen gegenüber dem ‚Prozess der Neuzeit‘ schwingt darin immer auch mit.⁴

Soweit die Erläuterung meiner ersten These zum ‚Geist‘ des HL und seinem Programm einer Versöhnung von Kirche bzw. Katholizismus und moderner Kultur. Nun ist aber meine zweite These, dass dieses Programm seine Grenzen hat, dass es da Wahrnehmungsausfälle gibt und Einschränkungen, und dass dies in zuletzt krisenhafter Zuspitzung zunehmend auch das HL prägt. Eigentlich hat das ja schon für die Zeit bis 1918 in ihrer gründlichen Studie Frau Giacomini mit vielen Belegen am Beispiel der Literaturkritik des HL dargestellt, dass da Defizite liegen, es fällt auch schon Zeitgenossen auf wie Carl Christian Bry, der 1927 in der Frankfurter Zeitung schreibt, „Stand und Ansehen spezifisch

³ Vgl. ebd., S. 6: Die Verfassung von Weimar „ hat auch verfassungsmäßige Freiheiten gegeben, die den kirchlichen Gemeinschaften größere Entfaltung und ungehemmte Bewegung im Bereich des Religiösen und Seelsorglichen ermöglichen.“(6) Ferner Oktober 1930, „Die Stunde des Bürgertums“: „Das Bürgertum lebt heute bloß von Kulturreserven, es ist Nutznießer seiner eigenen Kulturgüter, ohne sie zu vermehren.“ (7). – „Ist die bürgerliche Gesellschaft überhaupt noch fähig, die aus den Fugen gegangene Welt nochmals für alle wohnlich einzurichten?“ (12).

⁴ Vgl. aus der „Bilanz“ des Hg.s Karl Muth aus Anlass des 25. Jahrgangs im Oktober 1927 folgende Äußerung: „Aber ein anderes ist es, eine Synthese von moderner Kultur und Christentum zu verlangen, ein anderes, daß die Christenheit sich auf das besinnt, was ihr ursprünglich zu eigen gehört, was zugleich mit ihr in die Welt gekommen ist und was ihr nie aus der Krone hätte gebrochen werden dürfen in einem Säkularisierungsprozeß, den sie über sich hat ergehen sehen und den es gilt, rückläufig zu machen dadurch, daß die Kirche durch ihre Glieder wieder anmeldet die Ansprüche am alles Echte, Wahre, Große, das, was mit dem Irrtum vermengt, sich scheinbar gegen sie richtet und das doch zu ihrem Patrimonium gehört. Worin prägt sich der ökumenische Charakter katholischen Wesens aus, wenn nicht in diesem Wollen, alles heimzuholen und zusammenzuschließen und dienend zu machen im Inneren des Heiligtums oder an dem Fialen- und Wasserspeierkranz der Außenseiten? Selbst die Lebensfragen müssen herbei! ‚Alles ist euer‘, hat der Weltapostel gesagt und damit den ewigen Rechtsanspruch des Christentums auf alle Wahrheit, Schönheit und Güte angemeldet, wo auch immer sie zu finden sind.“ (7f., Hvh.v.m.)

katholischer Dichtung haben sich zwar in Deutschland gerade unter dem Antrieb des HL zweifellos gehoben, aber vielleicht nicht so sehr, wie es dem Herausgeber vor zwanzig Jahren vorgeschwebt haben mag“ (zit. in Karl Muth zum 60. Geb., S. 43), aber ich möchte es hier an einem anderen, ziemlich unbeachteten Beispiel illustrieren, nämlich der Bildpublizistik des HL. Diese Bildpublizistik müsste einmal für sich selbst untersucht werden, weil wir hier auf etwas treffen, was ich auch in methodisch bedeutsamer Hinsicht nennen möchte den Unterschied zwischen dem Programm einer nicht-integralistisch definierten Katholizität des HL und seinem Erscheinungsbild, oder zwischen Programmatik und Physiognomik des HL. D.h. ich kann versuchen, das ‚Wesen‘ des HL, sein publizistisches Profil aus den programmatischen Beiträgen seines Herausgebers und des weiteren über die Inhaltsanalysen der Beiträge seiner Redakteure und Mitarbeiter herauszuarbeiten und dabei weiter unterscheiden zwischen Themenfeldern und Diskursen einerseits und dem Hervortreten prominenter Autoren andererseits, auch solcher Autoren, die bis in die Bundesrepublik hinein gewirkt haben und im HL ihr erstes Auftreten haben wie z.B. Walter Dirks oder Eugen Kogon oder eben auch Romano Guardini, Carl Schmitt, Alois Dempf, Heinrich Lützeler und viele andere mehr. Das wäre eigentlich die Aufgabe, die ich heute vormittag hier einzulösen hätte, aber nicht einlösen kann und deren Bewältigung ich daher für die schriftliche Ausarbeitung dieser Vortragsskizze in Aussicht stellen muss. Ich kann aber auch und zusätzlich versuchen, einmal eher auf das zu schauen, was am Rande dieser diskursiven Formationen liegt, um aus den gewissermaßen unbeobachteten Zügen etwas zu erschließen oder zu erraten, und dafür bieten sich die Bildbeigaben des HL nun darum in besonderer Weise an, weil sie nicht bloß eine illustrierende Funktion haben, also das im Medium des Bildes wiederholen, was schon im Wortbeitrag ausgeführt worden ist, sondern sie häufig eine kommentierende Funktion übernehmen. Das gilt insbesondere für die Bildbeigaben, die lange Zeit jedem HL-Heft vorangestellt sind und die eine Erläuterung auf der letzten Seite dieses Heftes erfahren. Und diese Kommentierungen sind manchmal bemerkenswert, weil sie weniger aus kunstgeschichtlicher denn vielmehr aus aktualitätsgerichteter Perspektive erläutern, weshalb denn ein bestimmtes Bild nun gerade für diese Ausgabe ausgewählt worden ist. D.h. erstens, diese Bilder werden kultursemantisch besetzt, vielleicht auch aufgeladen und überhöht, und zweitens zieht jenes Aktualitätsmoment, das KM programmatisch aus dem HL ausgeschlossen hatte⁵, doch indirekt wieder ein – nicht als tagespolitisches Aktualitätsmoment, aber doch als Kommentar zur Gegenwartslage in einer Technik der indirekten Darstellung. Und nun fallen zwei Dinge auf. Erstens fällt auf, dass die Titelvignette seit dem Kriegsjg. 1917 entfällt, und dass sie kommentarlos

⁵ Vgl. HL 1,1, S. 5: „Der Tagespolitik [i.O.gesp.] wird ‚Hochland‘ fern stehen.“

entfällt. Ich vermute, dass sich aus dem Nachlass eine Erklärung ergeben wird, aber dem HL-Leser wird sie nicht zuteil. Das ist eine unmarkierte Leerstelle. Frau Giacomini hat die Vignette ja kurz ausgedeutet, sie drücke den „programmatischen ‚Idealismus‘ der Zeitschrift aus“, schreibt sie auf S. 130 ihrer Arbeit. ‚Passte‘ da etwas nicht mehr, war das 1917 unzeitgemäß geworden? Warum verzichtete man auf einen Ersatz?⁶ Umgekehrt fällt auf, dass dem Februar-Heft des 12. Jahrgangs 1915 die Reproduktion eines Aquarells beigegeben ist, das die durch Kriegseinwirkung schwer zerstörte belgische Stadt Ypern vor ihrer Zerstörung zeigt. Also nicht eine Fotografie oder Federzeichnung der zerstörten Stadt, sondern das Aquarell der unversehrten Stadt. „Wer sich des näheren für Einzelheiten dieses nun mit dem Untergang vieler seiner Schönheiten bedrohten Städtchens interessiert, verweisen wir auf die reich illustrierte Monographie ‚Brügge und Ypern‘ von H. Hymans (...)“ (HL 12/1 [1914/15], S. 640) – Das könnte man als Realitätsversagen oder Realitätsverweigerung deuten – man möchte nicht mit der Konsequenz dessen konfrontiert werden, was man getan hat. Diese Deutung ist mir zu platt, aber das Faktum selbst scheint doch ein merkwürdig temperiertes Wirklichkeitsverhältnis anzuzeigen. Manches, habe ich den Eindruck, lässt das HL gar nicht so recht an sich heran. Und das führt auf den zweiten Punkt, auf den es mir nun eigentlich ankommt. Betrachtet man nämlich die Folge der Bildbeigaben über den gesamten hier zur Behandlung stehenden Erscheinungsraum hinweg, so fällt auf, dass die zeitgenössische Kunst in der Qualität ‚moderner‘ Kunst nur sehr zögernd hervortritt und selbst die expressionistische⁷ Malerei weitgehend aus der Bildsprache des HL herausfällt (während der literarische Expressionismus immerhin mit dem schon 1916 gefallenem Reinhard Johannes Sorge vertreten ist). Das bringt doch vor die Frage: Welche Moderne ist es denn, die im HL in Erscheinung tritt? Auf welche Moderne richtete sich Muths Programm der Versöhnung von Kirche, Katholizismus und moderner Kultur? Welche Moderne ließ sich durch dieses Programm ‚bewältigen‘, welche nicht? Gibt es so etwas wie eine ungeliebte, gar ‚unbewältigte‘ Moderne im HL? Was ist, mit anderen Worten, vielleicht das, was in dem von Muth so begeisternd Aufgeschlossenen das Ausgeschlossene war und ist?

⁶ Man sollte aber dieses Detail nicht überschätzen: Herr Renz hat mich am Rande der Tagung darauf aufmerksam gemacht, dass auf den Einbanddecken des HL auch nach 1917 die Devise „Hochland – Hohen Geistes Land / Sinn dem Höchsten zugewandt“ weiterhin unverändert, gleichsam emblematisch eingeprägt bleibt.

⁷ Ich hatte hier ursprünglich auf das Fehlen der abstrakten Malerei hingewiesen. Da hat wohl Hans Maier recht, der in der Schlussdiskussion darauf hinwies, dass die erst nach dem Zweiten Weltkrieg den Kunstmarkt erreicht. Aber immerhin: Picasso ist ein Begriff, wird im HL gelegentlich erwähnt. Und: Mit dem Blauen Reiter war München doch ein Zentrum des Expressionismus in der Malerei, also unmittelbar wahrnehmbar – O.M. Graf schreibt in *Das Leben meiner Mutter* sogar, schon vor 1914 seien diese Bilder in den Auslagen der Kunsthandlungen aufgetaucht. Das wäre freilich zu überprüfen.

So zu fragen heißt nicht, einer vorurteilsbehaftet HL-kritischen Einstellung das Wort zu reden, sondern bedeutet, sich um eine modernehistorisch differenzierte Betrachtungsweise zu bemühen. Und auch hier könnte man nun methodisch auf zweifache Weise vorgehen. Die eine besteht darin, dass man punktuell die Positionen des HL abfragt zu bestimmten Entwicklungen, Erscheinungen und Errungenschaften, die wir mit der Moderne des ersten Jahrhundertdrittels verbinden, und daraus unterschiedliche Einzelergebnisse gewinnt, die sich zu einem differenzierten Gesamtbild zusammensetzen lassen. So hatte, um ein konkretes Beispiel zu nennen, das HL keine Schwierigkeiten mit Einsteins Relativitätstheorie, während es nach meinem Eindruck der Freudschen Psychoanalyse mit unüberwindlicher Skepsis begegnete. Um die Frage nach dem modernitätstheoretischen Diskurs des HL zwischen 1914/1918 und 1933 hier in der Kürze der Zeit einer Antwort zuzuführen, gehe ich jedoch nicht diesen Weg der induktiven Untersuchung, sondern unterscheide kurz und vereinfachend zwei Modernitätskonzeptionen und riskiere folgende These: Das, was modernitätstheoretisch in das HL integrierbar war, war jene Moderne, zu der Max Scheler noch in den Kriegsjahren mit seiner Aufsatzreihe „Zur soziologischen Neuorientierung der deutschen Katholiken nach dem Krieg“ den Weg wies; während eine andere Moderne, wie sie etwa Max Weber auf den Begriff des „stählernen Gehäuses“ brachte, zwar präsent, aber nicht mehr integrierbar war; woraus nun die dritte und letzte, auf die letzten Jahre vor 1933 gerichtete These resultiert: Im HL der Weimarer Republik stoßen wir seit den späten zwanziger Jahren auf eine unbewältigte Moderne, die im HL einbruchsweise präsent ist und gewissermaßen als dieser Einbruch dem ‚Höhendiskurs‘ des HL entgleitet. Also wir stoßen hier nach meinem Eindruck auf etwas, worauf das HL nicht recht vorbereitet war, auf modernehistorische Entwicklungen, die gegen das HL und am HL vorbeilaufen. Dass das Konzept von HL unter diesen Umständen selbst zur „Entscheidung“ stehe, hat KM im August (?) -Heft des Jahres 1929 in einer Betrachtung dieses Titels offen ausgesprochen: „(..) nicht darauf kommt es an, daß wir bestehen“, schreibt er, „- denn wir werden bestehen-, sondern das ist die Frage, ob wir so bestehen, wie es dem von uns Gewollten gemäß ist, ob wir unsere geistige Höhe bewahren können, ob wir den Kampf um die Bewahrung und Bildung einer geistigen Elite auf katholischem Boden mit Erfolg führen können“ (26/2, 562). Mit anderen Worten – ich paraphrasiere amplifizierend - : Der Hochland-Geist der Gründungs- und Vorkriegszeit – „Hochland, Hohen Geistes Sinn“ – stand unter den veränderten Bedingungen der ausgehenden Weimarer Republik zur Debatte als die Frage, ob eine von engagierten Katholiken getragene Laienkultur noch publizistische Leitkultur einer über den katholischen Binnenraum hinaus ausstrahlenden, sich politisch für das Ganze verantwortlich fühlenden Träger- und Führungsschicht sein könne. Trotz der offenkundig

schwierigen wirtschaftlichen Lage ging es also nicht so sehr um die Existenz der Zeitschrift und kaum auch um ihr Niveau, denn das HL verfügte weiterhin über hervorragende Autoren, sondern darum, wer damit noch erreicht und was damit noch bewirkt werden konnte.

Woher diese Bedenken, vielleicht sogar diese Selbstzweifel? Ich benenne wiederum thesehaft vier Gründe. Der Germanist Herbert Lethen hat vor einigen Jahren die anthropologischen Konzepte der Plessner, Gehlen und anderer aus den 19-zwanziger und dreißiger Jahren in einem Buch analysiert, dem er den Titel „Die Verhaltenslehren der Kälte“ gegeben hat. Das ist nicht unwidersprochen geblieben, aber ich glaube, dass Lethen da etwas Richtiges gesehen hat, was – erstens – auch für das HL von Belang ist. Es gibt – wir sprechen ja nicht umsonst von Literatur und Kunst der Weimarer Republik als Ausprägungen einer „Neuen Sachlichkeit“ - einen Temperatursturz, eine Veränderung des kulturellen und intellektuellen Klimas hin zu einer bisweilen sowohl fevrilen wie eisigen Intellektualität (Musil erwog bekanntlich für seinen *Mann ohne Eigenschaften* unter anderem den Titel „Monsieur le Vivisecteur“), und dieser Vereisung des intellektuellen Klimas, diesem Temperatursturz war das HL eigentlich ebenso wenig gewachsen wie zunehmend dem so skrupellosen wie erfolgreichen Agitationsgeist der Verführer und Beutegreifer von rechts und links. Wenn der Hochland-Gründungsgeist der Vorkriegszeit vielleicht auf eine gewisse gemüthafte Diskursgemeinschaft hatte bauen können – Thomas Mann hat ja von der „machtgeschützten Innerlichkeit“ des Kaiserreiches gesprochen -, so war diese Diskursgemeinschaft infolge der Radikalisierung der kulturkritischen Diskurse am Ende der zwanziger Jahre längst zerbrochen. Zweitens: Mit dem Festhalten seiner Autoren an ausgeprägt organistischer bzw. korporatistischer Staats- und Gesellschaftsmodellen konnte das HL in der Gesellschaft der Weimarer Republik umso weniger Resonanz finden, je stärker die Tendenzen der Fragmentierung und Polarisierung dieser Gesellschaft zutage traten, und sie waren im Ergebnis auch der Durchschlagskraft der mit deutlich stärkerem Formierungswillen auftretenden totalitären Ideologien unterlegen, deren Aufstieg und Durchsetzungsfähigkeit am Fall des italienischen Faschismus Karl Muth aus nächster Nähe und eigenem Erleben während seines Rom-Aufenthaltes im Winter 1925/26 selbst hatte verfolgen können (an diesen Aufenthalt hat Clemens Bauer in HL-Jg. 59 [1966/67], S. 245ff. erinnert); beides, d.h. Mangel an gesellschaftlicher Resonanz und politischer Durchsetzungskraft kennzeichnet wohl letztlich auch die noch von Karl Muth im Märzheft 1933 angesichts ihres Scheiterns beschworene Reichsidee, die das Wunschbild einer früher vermeintlich Wirklichkeit gewordenen Idealität, aber kein politisches Handlungskonzept war. Drittens war dem Ausgangskonzept einer von Katholiken mitgetragenen nationalen Kultur, an das sich noch das Vorkriegs-HL

adressiert hatte, inzwischen der Boden entzogen. Es gab nicht mehr eine nationale Gegenwartskultur, sondern nur noch die (Teil)Kulturen einer heterogenen Moderne. Nicht die Bereitschaft der Katholiken, zu einer solchen Nationalkultur beizutragen und an ihrem Wiederaufbau mitzuarbeiten, war geschwunden; die Gesellschaft der Vorkriegszeit, für die dieses Konzept entworfen worden war, hatte aufgehört zu existieren. Und schließlich viertens: Die empirisch-naturwissenschaftlich argumentierenden Sozialtheorien der Moderne sowie die von den aktuellen Entwicklungen erzwungenen sozialpolitischen Themen: Frauen- und Rassediskurse einschl. der ‚Judenfrage‘ (17/1, 1919/20, 195ff.), „Rasse und Volk“ (24/1, 1926/27), Eugenik, Bevölkerungspolitik, Geburtenkontrolle, ‚Volk und Raum‘-Diskussion usw. führten zu einer Ent-Idealisierung, einer Naturalisierung, Ökonomisierung und Soziologisierung des gesellschaftspolitischen Diskurses, in deren Zeichen nicht nur neue Akteure auftraten wie die Frauen (schon während des Weltkriegs spielte das Thema der weiblichen Dienstverpflichtung eine Rolle), sondern die auch ganz andere Diskursdynamiken entbanden und die mit dem, was in der Kriegs- und Nachkriegszeit ‚soziologisch‘ genannt, aber eigentlich organizistisch gedacht worden war⁸, kaum noch etwas gemeinsam hatten. Diese Diskursdynamiken ließen sich, wie zwei Beispiele zeigen, im einen Fall einhegen, im anderen aber auch nicht: Während die im HL-Heft 27/2 (1929/30) von Matthias Laros getroffene Feststellung, „in der Frage der Geburtenbeschränkung sei ein Chaos von Meinungen anzutreffen. Auch Christen seien im Zweifel, ob die Forderungen der Natur absolut geltend und verpflichtend seien oder ob zwingende Gründe nicht Modifikationen zulassen.“ (27/2, referiert nach Rappmannsberger, 112f.), während also diese Anfrage mit der Antwort des Freiburger Moraltheologen Wendelin Rauch autoritativ dahingehend beschieden wurde, „nicht die ‚Wirklichkeit‘, die augenblicklichen sozialen und kulturellen Verhältnisse könnten die Maßstäbe für das Handeln abgeben (...) (Die) Erneuerung der Ehe bedeute nichts anderes als bedingungslose Anerkennung der Naturgesetze und Heiligung durch das christliche Sakrament.“ (R, 114), begegnete demgegenüber Otfried Eberz, der im HL-Heft 22/1 (1924/25, 188) für einen pangermanischen Völkerbund plädiert hatte⁹ „und den Ablauf der europäischen Geschichte vorwiegend als Rassenkampf zwischen reinen Europäern, d.h. der nordischen Rasse und den europäischen Mischlingen“ betrachtete, der Kritik, dass „die Behauptung einer grundsätzlichen Herrschaftsstellung einer Rasse (...) unvereinbar mit der Sittenlehre der Kirche“ sei, mit der Erwiderung, „dass das soziologische

⁸ (Frage: Ist das, was im HL ‚soziologisch‘ genannt wird, vielleicht eine Verfehlung des Wirklichen unter diesem Begriff?)

⁹ „Ein Welt-Völkerbund, in dem schwarze, Gelbe und Weise [sic] gleichberechtigt nebeneinander sitzen, ist nicht allein eine absurde Utopie, sondern, was beunruhigender ist, eine widerliche Perversität.“ HL 22/1 (1924/25), 188.

Phänomen, das er untersuche, nicht von der Religion her zu fassen sei. Die Zukunft der weißen Rasse sei bedroht, seit mit der Proklamation der Menschenrechte der Rassegedanke aus Staat und Gesellschaft ausgeschaltet worden sei (...) Der „weissen Mischlingsrasse der Demokratien“ fehle „die auf der Sicherheit des Blutes beruhende Distanz zu den fremdrassigen Kulturen, von denen sie sich willenlos überwältigen läßt“ (HL 23/1, 402) usw. Diskursprimat also nicht mehr der Religion, sondern der ‚Tatsachenwissenschaft‘ einer Soziologie von rechts, einer sogar „Katholischen Soziologie“¹⁰! Gewiss: Das war eindeutig nicht die Position Karl Muths und des HL. „Das letzte Wort in dieser Diskussion einer die Zeit erregenden Frage behielt im HL nicht die Rassenlehre mit ihrer Idealisierung des nordischen Menschen, sondern ein Denken, das den Menschen in erster Linie als Geschöpf Gottes auffasste: ‚Wert und Gewinn ernsthafter Versuche, bestimmte historische, rassische, psychologische Typen festzustellen und gegeneinander abzuheben, seien nicht in Zweifel gezogen, aber alle jene Konstruktionen, die mehr Wunsch- oder auch Hassbilder als Ergebnisse eines um Erkenntnis der Wahrheit ringenden Bemühens sind und das Wesen des Menschen verdunkeln, statt es aufleuchten zu lassen, müssen abgelehnt werden‘ (31/2, 1933/34, 464.“ (Rappmannsberger, 109) Dem Geist seines Gründers KM ist HL auch in der letzten Phase der Weimarer Republik treu geblieben, wenngleich das Beispiel zeigt, wohin die Dinge selbst im HL laufen konnten, und Eberz war hier auch nicht völlig irgendwer.¹¹ Dass andererseits die Wertbindungen einer aufs ‚Überzeitliche‘ hin ausgerichteten Gesinnung, wenn man so will: eine gewisse, am Ende der Weimarer Republik chancenlos gewordene ‚Vornehmheit‘ des Geistes vielleicht auch ihren Preis hatte, - jenen Preis, den Hürten in seiner „Geschichte der deutschen Katholiken 1918 bis 1945“ benannt hat als „die religiöse begründete Distanz zur Aktualität“ (S. 44) -, hat schon speziell für das HL vor über sechzig Jahren Franz Rappmannsberger in einem Passus seiner Dissertation über „Karl Muth und seine Zeitschrift HL als Vorkämpfer für die innere Erneuerung Deutschlands“ bemerkt, den ich abschließend der Ausgewogenheit seines Urteils wegen zitieren möchte: „Wir haben gesehen (...), wie Muth sich den neuen Bewegungen der Zeit zuwendete und vor allem die sozialen Problem mutig aufgriff. Aber im Auf und Ab der Zeit jagte das HL

¹⁰ Unter diesem Titel gab Eberz' Frau Lucia Eberz nach dessen Tod (1878-1958) eine Auswahl nachgelassener Schriften heraus (München 1979). Eberz distanzierte sich allerdings brieflich entschieden (1938) vom „heutige[n] materialistische[n] Rassebegriff“, den er eine „widergeistige rohe Pöbelelei nannte“; zit. ebd., IV. Zu Herkunft und Lebensweg von Eberz vgl. die knappen Andeutungen ebd., S. Vf. Eberz' Bruder war der bekannte Expressionist und Kirchenmaler Prof. Josef Eberz (1880-1942), ebd. S. VII. Bibliographie der Schriften von Otfried Eberz ebd., S. 88f. Fotografie vor dem Titelblatt. Einen Teilnachlass im Umfang von 15 Schachteln bewahrt die Universitätsbibliothek Regensburg (Sigle: 355) auf.

¹¹ Ich entnehme das neben seinen Beiträgen zum HL (Nachweise in der vorstehend genannten Bibliographie) dem Umstand, dass er 1930 zusammen mit KM und Friedrich Fuchs Teilnehmer eines Rundfunkgesprächs am Berliner Sender über „Das Gesicht der Zeitschrift Hochland“ war (München : Kösel & Pustet, [1930]. - [8] Bl.).

nie dem unmittelbar Aktuellen nach, es blieb stets dem Immergültigen verpflichtet, war fortschrittlich und modern nie im Sinn von modisch. Das gab der Zeitschrift ihre unvergleichliche Einheit. Mit diesem hohen Standpunkt war aber die Gefahr verbunden, dass bei der rapiden Dynamik der Zeit drohende Entwicklungen nicht rechtzeitig genug erkannt und vor allem nicht entschieden bekämpft wurden. Nicht dass KM dem lawinenartigen Anwachsen des Nationalsozialismus gegenüber blind gewesen wäre, aber als das HL im Jahr 1932 im stärkeren Maße dazu überging, die verschiedenen nationalistischen Tendenzen anzugreifen, war es bereits zu spät (...).“ Es waren Diskursdynamiken wie diese, die dem unverwandt dem „Höchsten“ zugewandten „Sinn“ des HL schwer fassbar blieben.